

Unser Thema in diesem Heft: Schuld

Liebe Mitglieder und Freunde der Hospizbewegung!

Der Hospizbewegung ist es zu verdanken, dass das Thema Tod und Sterben in unserer Gesellschaft angekommen ist“, sagte neulich ein Diskussions Teilnehmer nach einem Vortrag. Viele stimmten ihm zu und ergänzten, dass die Präsenz in den Medien und die vielen Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt zu dieser Thematik ein deutliches Zeichen dafür seien. Ich konnte mich dieser Meinung nur bedingt anschließen, denn das Thema ist zwar in den Köpfen vieler Menschen angekommen als ein wichtiges theoretisches Thema, doch wenn es um die persönliche Betroffenheit geht, bestehen immer noch große Vorbehalte. Es ist ein großer Unterschied, ob ich allgemein und distanziert, sozusagen auf der Kopf-Ebene über den Tod nachdenke, oder ob ich mich mit dem Thema gefühlsmäßig und hautnah auseinandersetze, weil es mich ganz persönlich betrifft. Ich bin sterbenskrank, oder ein Angehöriger ist dem Tod sehr nahe. Dann verschließen viele Betroffene nach wie vor die Augen vor der Wirklichkeit. Wie oft wird auf die Frage: „Möchten Sie eine Begleitung durch die Hospizbewegung?“ erschrocken und abwehrend geantwortet: „Später gern, aber so weit ist es doch noch nicht.“ Oder es wird die Begleitung zwar von den Angehörigen gewünscht, aber sie bitten: „Sagen Sie meinem Mann (meinem Vater) aber ja nicht, dass Sie von der Hospizbewegung kommen.“

Viele Ärzte lassen die Sterbenden nach wie vor im Unklaren über die Diagnose und scheuen das Gespräch mit ihren Patienten über deren nahe bevorstehenden Tod. Wenn dann der Tod eintritt, sind die Angehörigen geschockt und können nicht begreifen, warum das so schnell gegangen

ist. Oft bedauern sie, dass sie Vieles hinausgeschoben haben und sich nicht einmal richtig verabschieden konnten. Wie gern hätten sie ihrem Angehörigen noch einmal gesagt, wie lieb sie ihn haben und ihm für so Vieles gedankt oder um Verzeihung gebeten oder wichtige Dinge miteinander geklärt.

Die Hospizbewegung möchte Betroffenen gern helfen, deshalb sagt sie deutlich: „Wir begleiten Menschen in ihrer letzten Lebensphase und nicht erst im Finalstadium“. Denn es ist für alle Beteiligten schön, wenn rechtzeitig zueinander eine vertrauensvolle Beziehung aufgebaut wird, und der Besuchte noch mit der Hospizbegleiterin kommunizieren kann. Gemeinsam auf das Leben zurückschauen, Bilanz ziehen, Unterstützung beim Erledigen von Unerledigtem geben, vielleicht lange verschüttete Kontakte wiederherstellen – all das sind langfristige Aufgaben, denen sich die Hospizbegleiterinnen gern stellen.

Oft sieht der Beginn einer Begleitung nicht anders aus als die Begegnungen mit Menschen aus dem Besuchsdienst. Hospizbegleiterinnen kommen nicht, um nur über Tod und Sterben zu reden, sie möchten den Menschen in seiner letzten Lebensphase so begleiten, wie dieser es möchte, beim Spaziergehen, bei Gesprächen über Politik und Sport ebenso wie

Fortsetzung auf Seite 2



Inhaltsverzeichnis

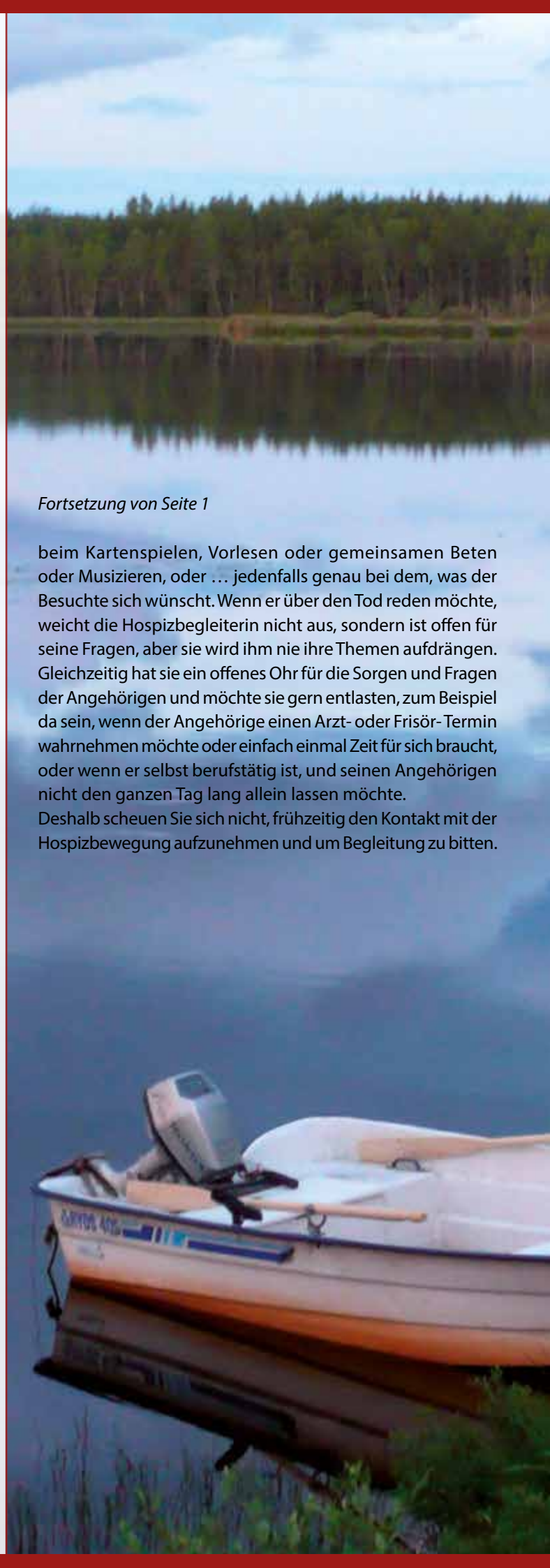
Vorwort	1
Vergeben statt Vergessen.....	3
Schuld.....	4
Vagabundierende Schuld.....	6
Interview.....	8
Schuld und Schuldigbleiben.....	9
Schuldgedanken.....	12
Offener Themenabend	12
Schuldgefühle	13
Patientenvorsorge.....	13
Themenreihe 2015.....	14
Buchtipps	14
Termine 2015, 2. Halbjahr.....	15
Impressum	15
Nach Hause.....	16

Hospiz macht Schule

Kinder erleben oft, dass über Tod und Sterben nicht mit ihnen geredet wird und sie mit ihren Fragen allein bleiben. Deshalb möchte die Hospizbewegung im Idsteiner Land in den umliegenden Grundschulen jeweils eine Projektwoche anbieten, in der Kinder sich mit Sterben, Tod und Abschied auf kindgerechte Art auseinandersetzen können. Sie werden Geschichten hören und spielen, Bilder malen, einem Arzt alle ihre Fragen über Krankheit und Tod stellen, Filme sehen und beim Pflanzen von Bohnen erleben, wie die Bohne zu keimen beginnt und neues Leben entsteht. Bei einem Abschlussfest werden sie die Ergebnisse der Projektwoche ihren Eltern vorstellen.

Fortsetzung von Seite 1

beim Kartenspielen, Vorlesen oder gemeinsamen Beten oder Musizieren, oder ... jedenfalls genau bei dem, was der Besuchte sich wünscht. Wenn er über den Tod reden möchte, weicht die Hospizbegleiterin nicht aus, sondern ist offen für seine Fragen, aber sie wird ihm nie ihre Themen aufdrängen. Gleichzeitig hat sie ein offenes Ohr für die Sorgen und Fragen der Angehörigen und möchte sie gern entlasten, zum Beispiel da sein, wenn der Angehörige einen Arzt- oder Frisör-Termin wahrnehmen möchte oder einfach einmal Zeit für sich braucht, oder wenn er selbst berufstätig ist, und seinen Angehörigen nicht den ganzen Tag lang allein lassen möchte. Deshalb scheuen Sie sich nicht, frühzeitig den Kontakt mit der Hospizbewegung aufzunehmen und um Begleitung zu bitten.



Das können im ersten Jahr Besuche mit größerem Abstand sein, aus denen, wenn erforderlich, eine enge Begleitung entstehen kann.

Bei der Begegnung mit Menschen in ihrer letzten Lebensphase haben wir immer wieder die Erfahrung gemacht, dass sie nicht sterben können, wenn Schuld sie belastet, sie sich mit Angehörigen oder Freunden zerstritten haben oder der Konflikt noch nicht ausgeräumt ist. Deshalb haben wir als Thema für diese Ausgabe des Wegbegleiters „Schuld“ gewählt. Ganz unterschiedliche Geschichten und Erlebnisse sollen anregen, über Schuld nachzudenken, zu einem guten Umgang mit Schuldgefühlen zu kommen und mitzuerleben, welche befreiende Wirkung Worte der Vergebung haben. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und freue mich auf Ihre Rückmeldungen!

Herzliche Grüße
Heinke Geiter

Vergeben statt Vergessen

Einem Menschen vergeben heißt nicht, das, was er getan hat, für ungeschehen zu erachten, nicht wahrhaben wollen oder schlicht vergessen.

Vergeben kann unter Umständen bedeuten, gerade nicht zu vergessen. Vergeben heißt: die Vergangenheit eines anderen keinen Einwand dagegen sein zu lassen, dass ich ihn annehme.

Vergebung heißt nicht das Ja zu einer vergangenen Schuld, wohl aber das Ja zu einem Menschen MIT seiner vergangenen Schuld.

Otto Hermann Pesch

Otto Hermann Pesch, „Einem Menschen vergeben ...“; aus: Neues Glaubensbuch. Der gemeinsame christliche Glaube. Hrsg. Johannes Feiner und Lukas Fischer ©

Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br. 1993, S. 312.

Schuld

Bei der Begleitung von Menschen in ihrer letzten Lebensphase habe ich immer wieder die Erfahrung gemacht, dass sie nicht sterben können, wenn Schuld sie belastet, sie sich mit Angehörigen oder Freunden zerstritten haben oder ein Konflikt noch nicht gelöst ist.

Sicher wird eine Versöhnung nicht immer möglich sein, weil beispielsweise der vor langer Zeit hinausgeworfene Sohn sich verweigert, aber auch dann kann es hilfreich sein, wenn der Sterbende noch einen Brief schreibt, in dem er seine Beweggründe erklärt und gegebenenfalls Fehler eingesteht, um Verzeihung bittet und den Wunsch nach Versöhnung formuliert. Oft ist es sehr befreiend, wenn dann jemand da ist, der dem Sterbenden im Namen Gottes Vergebung zuspricht. Häufig kommen in der letzten Lebensphase wieder Dinge und Ereignisse ins Gedächtnis zurück, die lange verdrängt waren und die aus den verschiedensten Gründen nicht aufgearbeitet wurden. Menschen, die im Krieg traumatische Situationen erlebt hatten, die danach aus Scham schwiegen oder mit ihren Schuldbekennnissen auf taube Ohren stießen und in der Nachkriegszeit sich dem Klima des Verdrängens angepasst haben und mit Wiederaufbau beschäftigt waren, werden am Ende ihres Lebens oft von Schuldgedanken bedrängt und können nicht sterben, wenn sie die nicht ausgesprochen und bearbeitet haben.

Ähnliches gilt für Menschen, die auf Grund von strengen moralischen Normen und starken Schamgefühlen es nie gewagt haben, ihre Schuldgedanken zu äußern und die jetzt auf dem Sterbebett keinen Frieden finden. Sich selbst zu verzeihen, ist dabei oft sehr viel schwieriger, als einem anderen zu vergeben. Unser „innerer Richter“ ist oft viel gnadenloser als unsere Umwelt, weil es für ihn bedeutet, den eigenen Anspruch auf Perfektion aufzugeben.

Schuld ist auch für Trauernde ein bedeutendes Thema. Im Rahmen einer Trauerbegleitung ist es wichtig, zwischen echter Schuld und Schuldgefühlen zu unterscheiden und nach den tiefer liegenden Gründen für Schuldzuweisungen zu fragen. Welche Grundbedürfnisse sollen sie befriedigen? Sollen sie beispielsweise den Trauernden entlasten oder die Verbindung zum Verstorbenen halten? Sind sie Teil eines Lebensmusters, in dem ich immer an allem Schuld habe, oder sollen sie Unerklärliches erklärbar machen? Begleitende sollen deshalb dem Trauernden seine Schuldgefühle nicht vorschnell ausreden, sondern immer danach schauen, was mit den Schuldvorwürfen erreicht werden soll.

Der Tod eines geliebten Menschen stürzt die Hinterbliebenen immer in eine schwere Krise, denn mit ihm hat sich auch das eigene Leben grundlegend verändert. Ohnmacht und Verunsicherung angesichts des Todes sind für viele Menschen nur sehr schwer auszuhalten. Deshalb



reagieren sie mit Schuldvorwürfen, denn Schuld ordnet, was geschehen ist, exakt hintereinander, ermöglicht Erklärungen und liefert Zusammenhänge. Schuldzuweisungen setzen etwas gegen die absolute Ohnmacht, die mir beim Tod begegnet. Nichts auf der Welt nimmt mir jegliche Macht und Handlungsmöglichkeit so sehr aus der Hand wie der Tod. Das ist gerade für Menschen, die immer eine Lösung finden, die immer irgendwie ihr Leben aktiv gestalten konnten, nicht zu ertragen. Aushaltbar scheint dann eher eine Schuldkonstruktion, die mir selbst oder manchmal in schnellem Wechsel immer wieder anderen Personen die Schuld an diesem Tod zuweist. Sie suggeriert mir, dass wir ja doch etwas gegen den Tod hätte tun können, wenn wir uns richtig verhalten hätten.

Wir wissen alle aus eigener Erfahrung, dass Menschen, die an uns schuldig geworden sind, oder denen gegenüber wir uns schuldig fühlen, uns lange in Erinnerung bleiben. Schuldzuweisungen können deshalb auch dazu dienen, eine Verbindung zu halten. Hinterbliebene wollen die Verbindung zu ihren Toten halten, koste es, was es wolle, und so lange noch keine anderen Verbindungselemente gefunden sind, ist ein Schuldkonstrukt der beste Klebstoff.

Solche sogenannten „instrumentelle Schuldzuweisungen“ sind dazu da, tiefere Bedürfnisse zu erfüllen. Oft treibt uns der innere Impuls, jemanden sofort zu entschuldigen, weil wir wissen, wie belastend Schuldgedanken sein können. Wir wollen vermeiden, dass jemand, der in einer besonders schweren Situation steckt, auch noch durch Schuldgefühle weiter beschwert wird, während er eigentlich doch gar nichts Schlimmes gemacht hat und unserer Einschätzung nach keine Schuld trägt. Aber damit stülpe ich dem Anderen meine Wertmaßstäbe über und werte den Menschen ab, der anders denkt oder sogar anders fühlt als ich. Wenn jemand seine tiefsten und oft sehr beschämenden Gedanken und Gefühle äußert, und ich versuche, die mit einem „du kannst nichts dafür“ weg zu deuten, nehme ich diesen Menschen in seinem Denken und Fühlen nicht ernst. Außerdem wird es nie gelingen, einem Erwachsenen Schuldgefühle einfach auszureden. Da sie keiner realen Schuld entsprechen, entlastet es den Betroffenen auch nicht, wenn ich ihm vorschnell Vergebung zuspreche.

In einer Krisensituation, wenn beispielsweise Eltern von dem Suizid ihres Sohnes erfahren und sich selbst die Schuld daran geben, muss ich alles tun, um sie am „Nachsterben-Wollen“ zu hindern. Das kann manchmal heißen, dass ich die Schuldzuweisung der Hinterbliebenen zwar stehen lasse, aber gleichzeitig hinterfrage oder wenigstens andeute, dass es auch andere Sichtweisen gibt, damit sie nicht bei selbsterstörerischen Schuldvorwürfen stehen bleiben. Ich möchte ihnen vielmehr dadurch ein wenig Halt geben, dass ich vorsichtig den Blick weg von den Schuldzuweisungen auf eine erste Aufgabe

lenke, um eine Perspektive für das Weiterleben zu öffnen. Oft ist es ein langer Weg mit vielen intensiven Gesprächen, bis jemand nicht mehr glaubt, seine elementaren Grundbedürfnisse über Schuldzuweisungen stillen zu müssen und bis er sich von seinen Schuldzuweisungen verabschieden kann. Anders sieht es aus, wenn jemand nach objektiven Maßstäben Schuld auf sich geladen hat, weil er einem anderen Menschen Schaden zugefügt hat. Dann kann durch Rache, Vergeltung und Strafe ein Ausgleich zwischen Täter und Opfer hergestellt werden. Wir kennen alle das Bild von der Justitia mit der Waage in der Hand. Schuld wiegt schwer. Durch Sühne, durch Strafe und Wiedergutmachung kann die Waage wieder ausgeglichen werden. Gerechtigkeit ist wieder hergestellt, Täter und Opfer können sich wieder auf Augenhöhe begegnen.

Die Waage im Täter-Opfer Ausgleich erlebe ich oft als ein gnadenloses Aufrechnen, durch das Betroffene dennoch keinen Frieden finden. Reue, Sühne und Strafe allein können oft nicht von Schuld befreien. Wir Christen vertrauen darauf, dass der mitleidende Gott seine Liebe mit in die Waagschale wirft und es deshalb Vergebung gibt und trotz allem Schlimmen, was geschehen ist, neue Anfänge möglich werden. Gott nagelt uns nicht auf unsere Schuld fest, sondern ließ sich selbst für uns ans Kreuz nageln, um unsere Schuld auf sich zu nehmen, damit wir befreit unseren Weg gehen können. Hier sind wir gefragt, ob wir Vergebung annehmen und damit auch uns selbst verzeihen können.

Es gibt Schuld, die auch durch Strafe oder Buße nicht gesühnt werden kann, Schuld, an der ich unter diesem Gesichtspunkt verzweifeln müsste, weil es eben keinen Ausgleich gibt. Schuld, mit der ich aber deshalb leben kann, weil es daneben auch Gnade gibt. Wenn durch meine Schuld jemand ums Leben gekommen ist, kann ich damit weiterleben, wenn ich erlebe, dass ich mehr bin als nur der Schuldige, dass mir z. B. mein Partner, meine Kinder oder wer auch immer weiter Liebe und Zuwendung schenken, dass ich nicht festgelegt werde auf meine Schuld. Ich bin nicht nur die, die einen Menschen totgefahren hat, sondern trotzdem eine geliebte und liebenswerte Ehefrau, Mutter oder Kollegin. Außerdem erlebe ich es als ungeheuer entlastend, wenn Angehörige des Getöteten mir die Hand zur Versöhnung reichen oder mir wenigstens Verständnis für meine Situation entgegenbringen. Das alles ist dann neben Strafe und Wiedergutmachung das, was in der anderen Waagschale liegt, um bei diesem Bild zu bleiben. Da geschieht nichts großmütig von oben herab, was den Schuldigen klein macht, sondern eher von unten aus der Ohnmacht der Liebe, die doch eine mächtige Kraft hat und Versöhnung bewirkt. Es hat etwas ungeheuer Befreiendes und Entlastendes, wenn jemand sagt: „Dir ist deine Schuld vergeben.“

Heinke Geiter

Vagabundierende Schuld

Nichts ist im Leben so schwer auszuhalten wie Ohnmacht und Hilflosigkeit, deshalb suchen wir in Krisensituationen immer wieder nach jemandem, der Schuld an dem schlimmen Ereignis hat. Wenn nämlich Fehler passiert sind und wir jemanden dafür haftbar machen können, können wir das Geschehene scheinbar leichter ertragen. Wenn wir dann sehen, dass die eine Schuldzuweisung nicht greift, suchen wir schnell einen weiteren Schuldigen. Wir können unsere ganz Wut auf den Schuldigen konzentrieren und uns damit beruhigen, dass das Unglück nicht geschehen wäre, wenn die benannten Fehler nicht gemacht worden wären. Das kann momentan als sehr entlastend empfunden werden, ist aber keine Lösung, die auf Dauer greift.

Plötzlich riss mich das schrille Pfeifen des Melders aus dem Schlaf: Notfallseelsorge-Einsatz! „Tod einer 84jährigen Frau nach erfolgloser Reanimation. Der Ehemann ist zu betreuen,“ so lautete die knappe Ansage der Leitstelle, nachdem ich mich noch etwas verschlafen dort gemeldet hatte. Hastig kleidete ich mich an und fuhr zu der angegebenen Adresse. An der Tür empfing mich der Notarzt, um mir die ersten erforderlichen Informationen zu geben. „Die Frau war schon ca. 15 Minuten tot, als wir kamen,“ erklärte er. „Wir haben nicht mehr reanimiert. Der Ehemann der Verstorbenen ist dermaßen außer sich, dass ich ihm Tavor zur Beruhigung gegeben habe. Vielleicht können Sie mit ihm reden.“

Kaum dass ich mich vorgestellt und ihm kondoliert hatte, stieß Herr Neumann hervor: „Er ist schuld!“ und zeigte dabei auf den Notarzt. „Er hätte sie retten können, wenn er schneller gewesen wäre und gleich etwas getan hätte. Meine Frau war alt, aber sie wollte noch nicht sterben. Wir hatten doch noch so viele Pläne.“ Geduldig erklärte der Notarzt noch einmal, dass ein Reanimationsversuch nicht mehr sinnvoll gewesen sei. „Ja, aber sie wäre noch da,“ beharrte Herr Neumann, um dann kurz darauf hinzuzufügen: „Und ich hätte keine Schuld.“ Erstaunt fragte der Notarzt: „Wieso geben sie sich jetzt selbst die Schuld? Sie haben alles richtig gemacht und uns sofort alarmiert. Mehr konnten sie nicht tun.“ „Trotzdem bin ich schuld,“ beharrte der Mann.

„Das müssen sie uns erklären. Warum fühlen sie sich schuldig?“ fragte auch ich erstaunt nach. „Ich habe ihr zu trinken gegeben,“ antwortete er. Als ich ihn ziemlich verständnislos ansah, fügte er hinzu: „Sie müssen wissen, meine Frau hatte schon mehrere Schlaganfälle. Seit dem letzten Sommer sitzt sie im Rollstuhl und kann auch nicht mehr so richtig schlucken. Damals war sie im Krankenhaus, und die haben ihr son Ding reinoperiert, dass sie alles Essen über einen Schlauch bekommt.“ „Sie hat eine PEG-Sonde,“ warf der Notarzt zu mir gewandt ein. „Aber meine Frau isst doch so gern, und ein bisschen schlucken kann sie ja auch wieder. Da hat unser Hausarzt, Dr. Meyer, gesagt, dass sie was Flüssiges essen darf, Suppe oder Brei und so, und auch morgens ihren Kaffee trinken. Ja und den habe ich ihr heute Morgen gegeben. Sie kann die Tasse nicht mehr halten, deshalb muss ich das machen. Ja und dann hat sie sich verschluckt und ist plötzlich in sich zusammengesackt und hat gar nichts mehr gemacht. Ich hab sie noch geschüttelt

und ihr auf den Rücken geklopft, aber das hat alles nichts genützt. Da habe ich Panik gekriegt und die 112 gewählt.“ Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Der Doktor hätte das nicht erlauben dürfen, dass sie trinkt. Er hätte doch wissen müssen, was passieren kann. Ich werde ihn verklagen. Ohne ihn würde meine Frau noch leben! Ärzte sind doch alle gleich, viel Geld kassieren, aber einen falsch beraten oder einfach nichts machen!!!“

Dem Notarzt, der inzwischen seine Instrumente eingepackt und alle nötigen Formulare ausgestellt hatte, war anzusehen, dass er gerade heftig auf diese Anschuldigungen reagieren wollte, deshalb sagte ich schnell: „Ich kann gut verstehen, dass das alles Sie wütend macht. Es ist ja auch schlimm, dass Ihre Frau so plötzlich gestorben ist. Da ist der eigene Schmerz so groß, dass man am liebsten um sich schlagen möchte.“ „Ja, genau, denn was soll ich ohne sie? Sie war doch mein Leben. Ich habe für sie gesorgt, sie gepflegt, gekocht, geputzt und eingekauft und alles gemacht, damit es ihr gut ging. Was habe ich denn jetzt noch?“

Ehe ich darauf antworten konnte, schaltete sich der Notarzt noch einmal ein: „Herr Neumann, ich habe jetzt als Todesursache Herzversagen attestiert. Und gehe von einem natürlichen Tod aus. Aber das sollte noch ein zweiter Arzt bestätigen. Inzwischen ist es ja schon 7.30 Uhr. Da ist Dr. Meyer bestimmt schon auf. Es wäre gut, wenn er kommt, denn er kennt doch ihre Frau am besten.“

Dr. Meyer kam sehr bald, bestätigte die Diagnose des Notarztes und erklärte: „Es grenzt sowieso schon an ein Wunder, dass Frau Neumann sich immer wieder aufgerappelt hat nach den Schlaganfällen und dass sie trotz ihrer Niereninsuffizienz noch so lange ohne Dialyse ausgekommen ist. Ich habe schon viel früher damit gerechnet, dass ihre Nieren versagen oder das Herz nicht mehr mitmacht.“ Und zu Herrn Neumann gewandt fuhr er fort: „Das war nur ihrer guten Pflege zu verdanken. Sie haben sich wirklich aufgeopfert für Ihre Frau und ihr alles so schön wie möglich gemacht.“

Bald danach verabschiedeten sich beide Ärzte, und ich blieb mit Herrn Neumann allein. „Sie war eine so gute Frau, und jetzt ist sie tot, einfach nicht mehr da“, sagte er, während ihm Tränen über das Gesicht liefen. Ich reichte ihm ein Päckchen Taschentücher und bat ihn, ein wenig mehr über seine Frau

zu erzählen. Über sechzig Jahre haben sie einander gekannt. Vor fünf Jahren haben sie die Goldene Hochzeit gefeiert und sich jetzt eigentlich schon auf die Diamantene gefreut. Gemeinsame Kinder hätten sie keine, aber seine Frau habe den Johann mit in die Ehe gebracht und der ist wie sein eigenes Kind. „Ohne Johann, könnte sie jetzt vielleicht noch leben. Er hat nämlich heute Morgen angerufen und gesagt, dass er nicht kommen kann, obwohl es doch fest verabredet war. Meine Frau war wütend und hat geschimpft, weil sie solche Unzuverlässigkeit nicht leiden kann. Hätte sie sich nicht so aufgeregt, hätte sie sich vielleicht auch nicht verschluckt.“ Als ich ihm nicht gleich zustimmte, setzte er fragend hinzu: Oder ist das jetzt ungerecht?“

„Ich kann mir vorstellen,“ antwortete ich zögernd, „oder ahne vielleicht nur, wie schwierig es für sie ist, den Tod ihrer Frau hinzunehmen, ohne jemanden dafür verantwortlich zu machen. Man kommt sich so hilflos und ohnmächtig vor.“ Herr Neumann nickte und setzte dann nachdenklich hinzu: „Eigentlich bin ich ja selbst schuld, ich meine jetzt nicht wegen dem Kaffee, sondern weil ich die ganze Zeit nicht wahrhaben wollte, wie schlecht es ihr geht. Ich habe Pläne für das nächste und übernächste Jahr gemacht, und Lena hat dem zugestimmt, obwohl sie vielleicht schon geahnt hat, dass sie das nicht mehr schafft. Aber immer, wenn sie davon angefangen hat, dass es mit ihr zu Ende geht, bin ich wütend geworden und habe ihr verboten, auch nur daran zu denken. So habe ich sie mit ihren Fragen und Ängsten allein gelassen, – und verabschiedet haben wir uns auch nicht von einander.“

Wir schwiegen ein Weilchen, dann schlug ich vor: „Vielleicht sollten sie als erstes Johann anrufen und ihm vom Tod seiner Mutter erzählen. Dann könnten wir gemeinsam zu ihrer Frau gehen. Ich könnte ein Gebet und einen Segen sprechen und Sie könnten sich ganz in Ruhe von Ihrer Frau verabschieden und ihr vielleicht noch einmal all das sagen, was Ihnen noch auf dem Herzen liegt.“ Herr Neumann nickte.

Johann versprach, sofort zu kommen, als er die Nachricht hörte. Wir gingen dann in das Schlafzimmer, wo die Ärzte Frau Neumann auf das Bett gelegt, sie liebevoll zugedeckt und ihr die Hände gefaltet hatten. Mit viel Zeit und Ruhe nahm Herr Neumann Abschied von seiner Frau. Nachdem ich den Sterbesegen gesprochen hatte, sagte er unter Tränen: „Ja, sie ist jetzt gut aufgehoben bei Gott frei von allen Schmerzen und so, aber ich muss erst lernen, damit zu leben. In einer halben Stunde kommt Johann, bis dahin möchte ich gern noch allein mit meiner Frau sein. Danke, dass Sie da waren. Sie haben mir sehr geholfen.“

Heinke Geiter



Interview zum Flugzeugabsturz

Interview geführt von Birgit Grensemann mit Peter Ellenrieder, Lufthansa Flugkapitän und Mitglied in der Hospizbewegung, zum Flugzeugabsturz Germanwings 9525 am 24. März 2015

Was hast Du am 24.3. um 10.53 h gemacht?

„Ich saß im Auto und habe die Meldung über das Radio gehört.“

Wann hast Du vom Absturz der GW Maschine erfahren – was waren Deine ersten Gedanken? Wie hast Du reagiert? Kannst Du Dir Deine Reaktionen erklären?

„Sch ... einer von uns. Ich habe mir Szenarien überlegt, wie solch ein nicht behebbarer Kontrollverlust entstehen konnte. Ich habe in den 30 Jahren meiner Tätigkeit als Pilot schon viele Flugzeugunglücke mitbekommen. Auch war ich viele Jahre in der Vereinigung Cockpit als Unfalluntersucher ehrenamtlich tätig. Das wird auf Vieles Auswirkungen haben – welche, können wir noch gar nicht abschätzen.“

Wie hast Du nach dem Unglück Dein Umfeld erlebt?

„Die Stimmung in der Firma war sehr bedrückt.“

Brauchtest Du Hilfe?

„Ich brauchte keine Hilfe. Ich war allerdings nach der Nachricht, dass der Absturz vorsätzlich herbeigeführt worden sein soll, wie paralysiert. Ich wollte eigentlich mit einem Freund zum Klettern gehen. Das ging nicht, ich hätte mich nicht konzentrieren können. Es war ein Gefühl der Erschöpfung. Ich habe mich mit Freunden getroffen, meine Mutter angerufen, viel geredet.“

Hast Du anderen geholfen?

„Durch Gespräche vielleicht. Auch vielleicht zu rationalisieren – es bringt nicht viel zu diskutieren, wie man diesen Absturz hätte verhindern können, da sich so etwas nicht mit absoluter Sicherheit verhindern lässt.“

„Der einzige Weg, die Schuld zu überwinden, ist die Kraft der Vergebung.“

Wie hast Du die öffentliche Berichterstattung empfunden?

„Überwiegend unerträglich. Ich habe nur gezielt faktenorientierte Berichte in ARD und ZDF gesehen. Die ganze Berichterstattung habe ich weitestgehend ausgeblendet. Den Medien und Menschen geht es doch in aller Regel um Sensation und nicht um Information.“

Wie war Dein erster Flug nach der Katastrophe? Was hat sich für Dich verändert?

„Nach diesem Ereignis hatte ich fast zwei Wochen Pause bzw. frei. Mein erster Flug ging dann nach Osaka und war ereignislos – normal. Im Briefing mit der Crew habe ich das Thema „Vertrauen“ adressiert. Ohne Vertrauen in die Fähigkeiten der Piloten geht es nicht. Wir Piloten arbeiten sehr professionell und sicherlich ist eine unserer besonderen Eigenschaften, dass wir auch in Extremsituationen handlungsfähig bleiben.“

Der „rote Faden“ für diesen Wegbegleiter ist das Thema „SCHULD“ – verbindest Du diesen Begriff mit dem Flugzeugunglück, wenn ja, wie?

„Im rechtlichen Sinne hat jemand Schuld auf sich genommen, weil er Verantwortung getragen hat. In diesem Fall ist es schwierig zu beantworten, weil derjenige, der die Verantwortung getragen hat, nicht mehr lebt. Diese Tat ist nicht zu rechtfertigen. Der einzige Weg die Schuld zu überwinden ist die Kraft der Vergebung. Das sind aber im Hinblick auf die Angehörigen übermenschliche Leistungen. Diese darf man nicht erwarten. Es kann aber eine Chance sein, den inneren Frieden wieder zu finden.“

„A. L. ist Schuld an der Tragödie“ Ist dieser Satz berechtigt / vermessen / falsch / nicht bewiesen / hilfreich / belastend ...?

„Die Kenntnislage ist so, dass der Satz berechtigt erscheint. Es ist von einer absichtlichen Handlung auszugehen. Dieser Satz hilft aber den Hinterbliebenen nicht.“

Kannst Du in der Katastrophe einen Sinn erkennen?

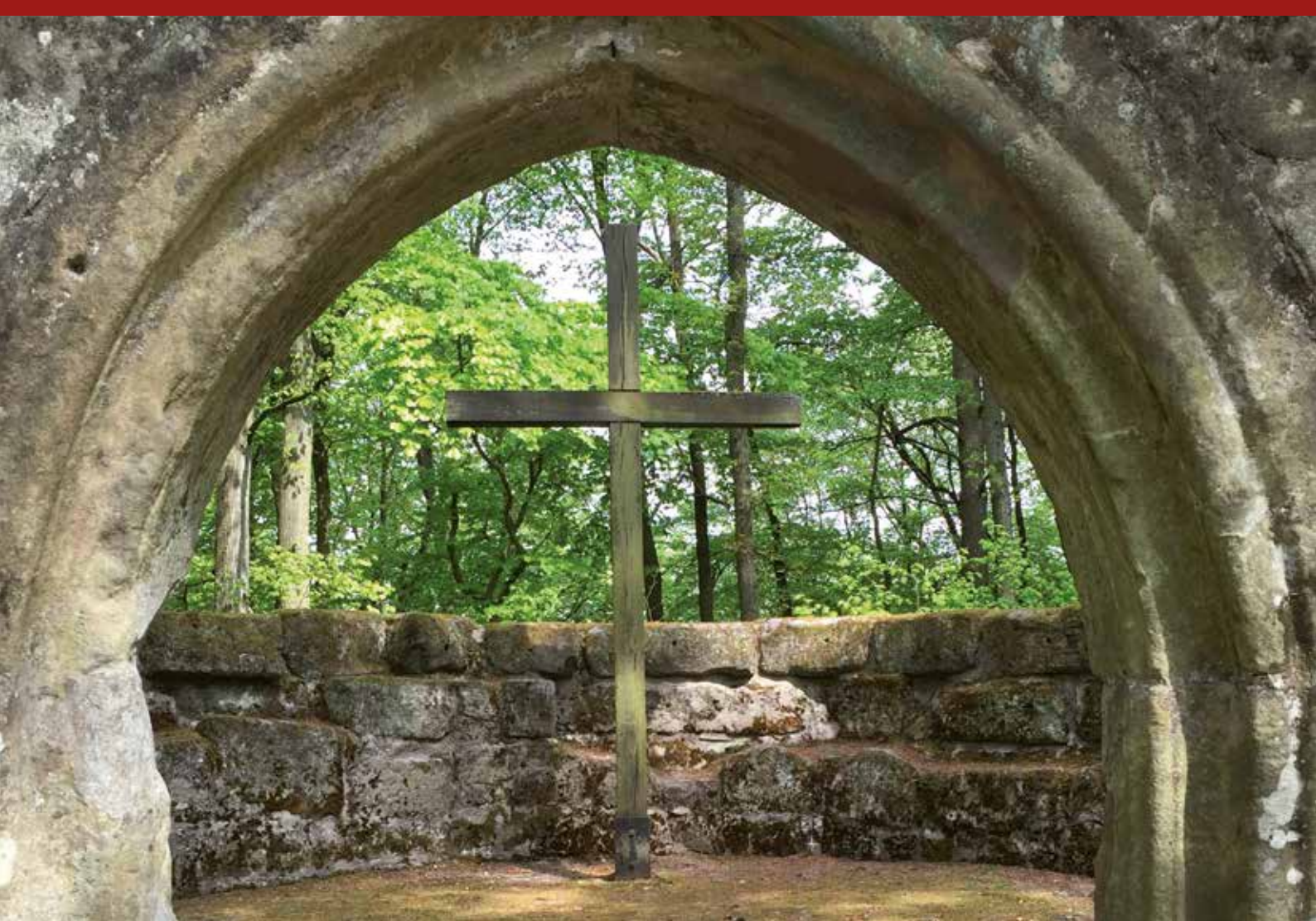
„Die Systeme, die wir kreieren, sind Menschenwerk. Es ist eine bittere Erkenntnis, dass wir für extreme Fälle keine absolute Sicherheit herstellen können. Wir kennen das aus dem Challenger-Absturz und 9/11, wir können in allen Fällen von „failure of imagination“ sprechen. Diese Katastrophen überstiegen unsere zu dem jeweiligen Zeitpunkt herrschende Vorstellungskraft.

... dass wir uns wieder darauf besinnen, stärker aufeinander zu achten, zu hinterfragen, wohin sich unser Arbeitsleben entwickelt hat.

... dass wir gute Erfahrungen durch das Mitgefühl von Vielen erhalten haben. Die Reflexe der Gesellschaft funktionieren und das Zusammengehörigkeitsgefühl ist wieder stärker geworden.

... dass wir uns letztendlich immer wieder die Frage stellen, was im Leben wirklich wichtig ist.“

*Birgit Grensemann, Hospizbegleiterin
Interview vom 19.4.2015*



Schuld und Schuldigbleiben

Das ist nicht mehr der Mann, den ich geheiratet habe“, sagt die Ehefrau und weiß nicht, ob sie es am Ende seines Lebens diesem Mann schuldig ist, ihn zu pflegen. „Unsere Mutter hat sich nie um uns gekümmert“, sagen die Kinder und wollen nun die Pflege ihrer Mutter übernehmen, um dem Gefühl zu entkommen, selbst etwas schuldig zu bleiben.“ Im Umfeld des Sterbens erhält die Frage von Schuld und Schuldigbleiben oft besonderes Gewicht und ehrenamtliche Hospizkräfte werden mit vielen Facetten des Themas konfrontiert. Dabei stellt sich auch die Frage nach den eigenen Vorstellungen und Werten. Was lösen die Einstellungen der Begleiteten und deren Angehörigen bei den BegleiterInnen aus? Was ist, wenn die Vorstellungen nicht übereinstimmen? Wie damit umgehen, wenn sich das Gegenüber schuldig fühlt oder wenn im Gegensatz zum eigenen Empfinden kein Schuldempfinden bei den anderen vorhanden ist? HospizmitarbeiterInnen sollen nicht urteilen und müssen sich doch positionieren. Plötzlich drängen bei den Begleiteten Erinnerungen und Einstellungen ins Bewusstsein, die in ihrem Alltag lange keine Bedeutung hatten. Nach Jahren des Schweigens sind längst überwunden geglaubte Formeln aus der Zeit nationaler

und rassistische Indoktrination wieder zu hören und Augen leuchten in Erinnerung an die Zeit deutschen Stolzes „ Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen ...“. Angesichts des nahenden Todes bekommen Verbrechen, die verursacht oder erlitten wurden, manchmal bruchstückhaft sprachliche Gestalt. Brennende Städte und Flüchtlingstrecks erstehen wieder im Gedächtnis. Gefühle des Ausgeliefertseins und der Hilflosigkeit werden ebenso aktiviert wie möglicherweise die Hoffnung auf göttliche Gnade. HospizbegleiterInnen, deren Familie in der Vergangenheit an andern schuldig wurde, mögen hier beispielsweise anders angerührt sein als Nachkommen von Opfern.

Hospizlich zu begleiten bedeutet, Anteil zu nehmen am Leben der Begleiteten. Für eine kurze Zeit verbinden sich die Leben von Begleiteten und BegleiterInnen und jedes findet Widerhall im anderen. Doch wie dieser sich gestaltet, welche Dissonanzen oder welche Harmonien dabei entstehen, weiß vorher niemand. Darin besteht das Risiko, aber auch der Reiz menschlicher Begegnung. Erfahrungen, Gefühle, Vorstellungen und Gedanken treffen aufeinander, lösen andere aus

und verknüpfen sich zu einem bewussten und unbewussten Dialog. Freude, Hoffnungen, Ängste und Enttäuschungen sind darin ebenso verwoben wie Schuld oder Verantwortung. Um diesen Dialog, diese Resonanzen geht es in der Supervision. In der Supervision berichtet eine Hospizbegleiterin, dass der Pfarrer die von ihr begleitete Frau nicht beerdigen wolle, wenn sie weiterhin mit ihm Lebenspartner „in Sünde“ lebt. Vor der Beerdigung solle das Paar heiraten. Unvermittelt ist die Hospizbegleiterin mit ihren eigenen Vorstellungen von Schuld und Kirche konfrontiert. Eine andere Hospizbegleiterin regt sich darüber auf, dass ein finanziell gut situerter Ehemann kein Geld für eine Haushaltshilfe ausgeben will. Trotz des sich sichtbar verschlechternden Zustands seiner Frau hält er daran fest, dass es ihre Aufgabe sei, den Haushalt in Ordnung zu halten. Eine andere Hospizmitarbeiterin erzählt in der Supervision, dass die Mutter des an Krebs erkrankten Jugendlichen nicht für seine Pflege zu Hause bleiben, sondern weiter arbeiten gehen und Zeit mit ihrem neuen Freund verbringen will. Ist es nicht Aufgabe einer Mutter, bei ihrem Sohn zu bleiben und ihn nicht alleine zu lassen? Nach ersten normativen Bemerkungen beginnen die Gruppenmitglieder sich auszutauschen, was dieser Wunsch bei ihnen auslöst und sich einzufühlen in die Situation der Frau und des Jugendlichen. Wie notwendig ist es gerade angesichts des nahenden Verlustes ihres Kindes für die Mutter, ein Stück ihres normalen Alltags zu behalten? Ihr Leben wird weitergehen, wenn ihr Kind stirbt. Was braucht sie, um mit diesem Tod zu leben? Wäre es wichtig, noch einmal Kontakt zum leiblichen Vater aufzunehmen, damit er eine letzte Gelegenheit bekommt, eine Beziehung zu seinem Sohn aufzunehmen, sich von ihm zu verabschieden, oder dem Sohn die Chance dazu zu

eröffnen? Wird die Mutter schuldig, wenn sie das nicht macht? An ihrem Sohn? An seinem Vater? Nimmt der Sohn seiner Mutter ihr Handeln übel, oder ist es auch für ihn erleichternd, nicht ständig zu sehen, wie seine Mutter wegen seiner Erkrankung leidet? Fühlt er sich schuldig, ihr durch seine Krankheit ein Stück Lebensperspektive zu nehmen? Was braucht er? Was kann er ertragen? Wie wird die Hospizbegleiterin empfunden, die es der Mutter ermöglicht, aus dem Haus zu gehen und an ihrer Stelle Zeit mit dem Sohn verbringt? Die vielfältigen und zum Teil kontroversen Anregungen und Einfälle in der Supervision helfen, Verständnis für verschiedene Positionen zu entwickeln und besser zu verstehen, welche bewussten und unbewussten Schuldzuschreibungen in der Begleitung wirken. Erst wenn sich Mutter und Sohn von der Hospizmitarbeiterin verstanden fühlen, können sie mit ihr auch über ihre Schuldgefühle sprechen, ohne Angst vor Verurteilung haben zu müssen.

Gute hospizliche Begleitung profitiert von der Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit fremden und eigenen Vorstellungen, Normen und Werten. Doch es ist nicht immer einfach oder angenehm, sich mit dem Eigenen zu konfrontieren. In Ausnahmesituationen wie dem nahen Lebensende wird die Frage nach der Schuld häufig mit besonderer Vehemenz gestellt. Dann mag der Impuls, schnell eine Entlastung zu schaffen, groß sein. Aber oft hilft gerade das nicht. Stattdessen verstummt das Gegenüber. Manchmal ist es möglich, gemeinsam zu erkunden, worin tatsächlich die Schuld besteht und wozu das Schuldgefühl vielleicht auch dient. „Wenn ich meine Tochter früher geweckt hätte, dann wäre sie damals mit einem anderen Bus gefahren und bei dem Unfall nicht



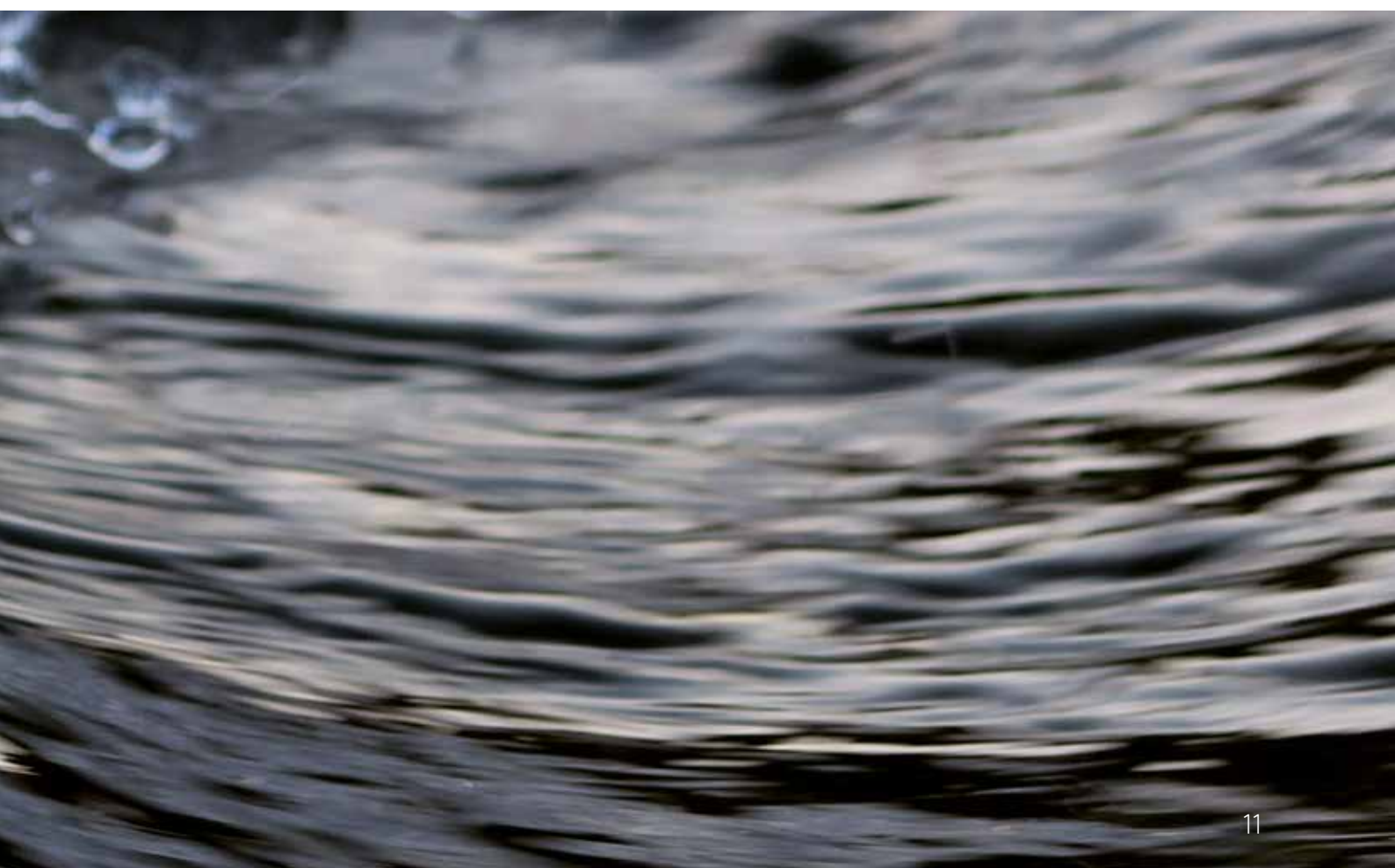
umgekommen.“ Es kann entlastend sein zu verstehen, dass das Festhalten an der Schuld auch der Versuch sein kann, die Illusion von Macht und Kontrolle aufrechtzuerhalten, um sich dem Gefühl der Ohnmacht nicht stellen zu müssen. Dann ist es gut, Hilfe dabei zu bekommen, die Ohnmacht auszuhalten, ein Gefühl, dass gerade angesichts des Sterbens oft bedrohliche Macht entwickelt. Es kann auch erleichternd sein, sich und anderen einzugestehen, dass man tatsächlich aus Feigheit, Angst, Gewinnsucht, Nachlässigkeit, etc. schuldig geworden ist und trotzdem Wertschätzung erfährt, ohne dass einem die Verantwortung für das eigene Tun oder Lassen abgesprochen wird.

Wenn HospizbegleiterInnen die Begleiteten und ihre Angehörigen darauf aufmerksam machen, wie begrenzt die gemeinsame Zeit mit dem Sterbenden voraussichtlich sein wird, damit sie diese Zeit bewusst nutzen können, ist es wichtig, den passenden Zeitpunkt und angemessene Worte dafür zu finden. Das gelingt umso besser, je bewusster ihnen ist, welchen Einfluss eigene Erfahrungen haben können. So versucht beispielsweise eine Hospizbegleiterin, die Kinder eines Patienten mit der Diagnose einer tödlichen Krankheit vor möglichen zukünftigen Schuldgefühlen zu schützen, indem sie diese drängte, die letzte Zeit mit ihrem Vater zu nutzen, Ungeklärtes zu regeln, offene Fragen jetzt zu stellen. In der Supervision wird klar, wie sehr sie unter Druck steht, weil sie sich vorwirft, die letzte Zeit mit ihrem eigenen sterbenden Vater nicht ausreichend genutzt zu haben. Als ihr bewusst wird, wie sehr das Empfinden, sich und ihrem Vater etwas schuldig geblieben zu sein, sie bei der Begleitung unter Zeitdruck setzt, kann sie mit der Situation gelassener umgehen. Sie ist

freier, die aktuellen Bedürfnisse von Patient und Angehörigen wahrzunehmen und sich mit ihnen zu verständigen, was diese angesichts der zu Ende gehenden Lebenszeit von ihr brauchen und in wieweit sie die Erfahrungen der Hospizmitarbeiterin nutzen können.

Oft unterscheiden sich eigene Wertvorstellungen oder religiöse Überzeugungen bei der Begleitung von Sterbenden von denen der Angehörigen und der Sterbenden. Gut gemeinte Handlungen, wie das Anzünden von Kerzen, das Anstimmen von Liedern oder der Versuch, von Schuld loszusprechen, können sowohl als hilfreich wie als unangemessen und übergriffig empfunden werden. Nicht immer sind die Betroffenen in der Verfassung, dies deutlich zu formulieren. Durch Schweigen versuchen sie zu vermeiden, sich dafür schuldig zu fühlen, die BegleiterInnen gekränkt zu haben. Deshalb ist es für Hospizbegleiter wichtig, möglichst sensibel wahrzunehmen, was die Betroffenen möchten und in welchem Maß es um eigene Vorstellungen geht. Für viele HospizbegleiterInnen verbindet sich ein „guter Tod“ mit dem friedlichen und befriedeten Hinübergleiten in eine andere, bessere Welt. Gelingt dies nicht, scheidet der Sterbende beispielsweise in Unfrieden mit seiner Familie aus dem Leben, so empfinden manche BegleiterInnen das als schuldhaftes Versagen, weil es ihnen letztendlich nicht gelungen ist, so ihre Überzeugung, dem Sterbenden einen guten Abschied zu bereiten. Dann ist es entlastend, in der Supervision solche Vorstellungen und Ansprüche zu reflektieren.

Dr. Elke Grunewald, Supervisorin



Schuldgedanken

Wenn ein Familienmitglied sterbenskrank wird, bringt das auch für die Angehörigen eine Fülle von Problemen mit sich

Auf der einen Seite wollen sie dem schwerstkranken Angehörigen beistehen und viel Zeit mit ihm oder ihr verbringen, auf der anderen Seite muss die wirtschaftliche Existenz aufrecht erhalten werden, sind vielleicht auch noch Kinder zu betreuen, müssen noch weitere Angehörige sowie Haus und Garten versorgt werden, fordern berufliche Verpflichtungen viel Zeit und Kraft. Wenn dann noch finanzielle Schwierigkeiten, oder familiäre Mehrfachbelastungen hinzukommen, sehen die Betroffenen sich oft vor unlösbare Probleme gestellt. Manchmal sind sie mit den alltäglichen Anforderungen so belastet, dass sie keine Kraft haben, nach Alternativen zu fragen und für Entlastungen zu sorgen.

Entscheidungen ziehen sich hin, Urlaub oder gar eine zeitlich begrenzte Freistellung beim Arbeitgeber zu beantragen, wird immer wieder hinausgeschoben. Freunde und Nachbarn um Hilfe zu bitten, fehlt der Mut. Manchmal sind die vielen alltäglichen Aufgaben auch wohltuende Ablenkungen, die einen vertrauten, sicheren Rahmen in der Krise bilden. Häufig beruhigt man sich mit der Hoffnung „man hätte noch viel gemeinsame Zeit“ und will nicht wahr haben, dass der Tod so nahe bevorsteht. Schließlich könne ja niemand sagen, wie lange es noch dauert. Wenn dann der Angehörige stirbt, ist oft das Erschrecken groß. Wie viel hätten wir gerne noch gesagt

oder noch für den Angehörigen getan! Da sind Dinge, die wir noch miteinander hätten klären müssen, Verletzungen, für die wir noch um Verzeihung bitten wollten, oder Manches, für das wir noch einmal hätten danken mögen.

Zur Trauer über den Tod des Angehörigen kommen dann oft noch quälende Schuldgedanken hinzu. Wir haben den Wunsch, Versäumtes wieder gut zu machen und dem oder der Verstorbenen unbedingt noch einmal unsere Liebe zu beweisen, indem wir intensiv trauern und uns (meist unbewusst) verbieten, wieder getrost und glücklich zu werden. Unsere Schuldgefühle sind so bestimmend, dass wir unsere Gedanken gar nicht mehr von dem Verstorbenen lösen können und unfähig sind, unsere eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen. Damit wird die Trauer zu einem endlosen schwarzen Tunnel. Es ist gut, wenn dann Menschen da sind, die uns liebevoll begleiten, uns unsere Schuldgedanken nicht einfach ausreden wollen, sondern sich mit uns auf den Weg machen, nach und nach zu einer anderen Sicht der Situation zu kommen, Vergewöhnung anzunehmen und uns selbst zu verzeihen. Erst wenn wir uns selber wieder schrittweise und vorsichtig erlauben zu genießen, ohne uns schuldig zu fühlen, wird sich ein zarter Lichtschimmer am Ende des Tunnels zeigen.

Offener Themenabend: Patientenvorsorge

Es kann jeden von uns treffen ... Gestern habe ich noch ein selbständiges Leben geführt und konnte alle Entscheidungen mit klarem Verstand treffen, doch dann kommt ein Unfall, die plötzliche Erkrankung oder zunehmende Demenz, so dass ich nicht mehr in der Lage bin, wichtige Angelegenheiten meines Lebens selbstverantwortlich regeln zu können. Deshalb ist es wichtig rechtzeitig vorzusorgen.

Das Erstellen einer Vorsorgevollmacht und Patientenverfügung ist eine ebenso wichtige und sinnvolle Vorsorge wie die Altersvorsorge in Erbschafts- oder Rentenfragen. Sie geben Auskunft darüber, welche Bedürfnisse und Wünsche uns in der Situation einer schweren Erkrankung und am Lebensende wichtig sind.

Die Willensäußerungen, die in der Vorsorgevollmacht und in der Patientenverfügung festgehalten werden, sind rechtsverbindlich für die Angehörigen, für Ärzte und Pflegende.

Der Palliativmediziner, **Dr. Ingmar Hornke**, wird uns am **13. Oktober, 19.00 Uhr** im Gerberhaus, Löherplatz in Idstein, in dieses Thema einführen, von den neusten Entwicklungen berichten und uns wichtige Informationen geben.

Dazu lädt die Hospizbewegung im Idsteiner Land e.V. Sie schon heute sehr herzlich ein!
In Zusammenarbeit mit „Aktiver Herbst“ der Stadt Idstein. Der Eintritt ist kostenfrei!

Schuldgefühle

Vor einigen Jahren habe ich einen sehr alten Mann begleitet, der nicht mehr ansprechbar war. Ich bin von den Angehörigen mit Informationen über sein Leben, mit allen Höhen und Tiefen, seine Beziehungen, seinen Beruf, seinen Charakter und seine Vorlieben versorgt worden. Eines dieser Details schockierte mich jedoch zutiefst, denn angeblich hatte er in jüngeren Jahren eine Vorliebe für asiatische Mädchen. Für einen kurzen Moment blitzte in mir der Gedanke auf, diese Begleitung sofort abzulehnen.

Ich hatte diesen jetzt hilf- und wehrlosen Mann innerlich schuldig gesprochen und mein Urteil gefällt. Der Gedanke an die mögliche Vergangenheit dieses Mannes bereitete mir Bauchschmerzen, ebenso aber auch mein vorschnelles Urteil. Beides fühlte sich nicht gut an, und letzteres hatte wenig mit meiner ethischen Grundhaltung der Hospizbegleitung zu tun. Mir half es nach diesem kurzen innerlichen Zwiespalt, Gott den Schuldspruch zu überlassen, und ich kam so endlich von meinem hohen „Richter-Ross“ wieder runter.

Ich wurde ruhiger und fühlte eine gute innere Kraft, die es mir möglich machte, barmherzig auch diesem Mann an seinem Lebensende beizustehen.

Birgit Grensemann, Hospizbegleiterin

Trotz Patientenverfügung – ein schlechtes Gewissen

Gemeinsam mit meiner Freundin C. setzte ich ihre Patientenverfügung auf, sie verfasste danach die gleichen Unterlagen für ihre Eltern, beide Ende 80 Jahre alt. Ihr Vater fühlte sich schon lange schwach, wurde auch medikamentös behandelt.

Vor einiger Zeit bekam ich mittags einen Anruf von C., sie klang aufgeregt, bat um Unterstützung und erzählte mir ausführlich den Vorgang. Ihr Vater erlitt einen Schwächeanfall, wurde mit dem Notarztwagen in ein Krankenhaus des Main-Taunus-Kreises gefahren, versorgt mit den entsprechenden Notfall-Dokumenten. C. meinte, der Sterbeprozess hätte bei ihrem Vater bereits begonnen. Die gesamte Familie war um den Vater versammelt, als ein Stationsarzt ihnen mitteilte,

sie müssten die Nekrose (Absterben von Gewebezellen) am Bein behandeln. Da der Vorgang sehr schmerzlich sei, bräuchte der Vater zusätzliche Schmerzmittel, wegen Fiebers wurde er schon mit Antibiotika behandelt. Die Patientenverfügung lag vor, die Familie lehnte den schmerzhaften Eingriff ab. Doch direkt am Krankenbett des Vaters machten der Stationsarzt und der hinzugezogene Oberarzt der Familie ein schlechtes Gewissen.

Ich unterstützte meine Freundin in ihrer Entscheidung und beruhigte sie. C. fand danach im Krankenhaus einen Arzt, der den Wunsch der Familie respektierte. Nach ungefähr vier Stunden starb der Vater friedlich ohne Eingriff im Kreise seiner Familie.

Kiki Hagelweiß, Hospizbegleiterin

Themenreihe September 2015

*Themenreihe der Hospizbewegung im Idsteiner Land e.V. „Am Ende des Lebens“, Referentin: Heinke Geiter
Alle drei Abende finden im Haus der Kirche und Diakonie um 19.00 Uhr statt und können gut auch einzeln besucht werden.
Die Hospizbewegung lädt herzlich ein in Zusammenarbeit mit „Aktiver Herbst“ der Stadt Idstein. Der Eintritt ist kostenfrei!*

1. Abend: 8. September 2015

Sterben - wie geht das?

Die Gedanken an das eigene Lebensende oder das Sterben eines lieben Angehörigen schieben wir oft weit weg. Wenn wir dann plötzlich damit konfrontiert sind, fühlen wir uns hilflos, verstehen das Verhalten der Sterbenden nicht und wissen nicht, was wir tun können.

Nach einer Einstimmung mit Texten und Bildern möchte die Referentin mit Ihnen ins Gespräch kommen und versuchen, all Ihre Fragen zu Tod und Abschied zu beantworten.

2. Abend: 10. September 2015

Entscheidungen am Lebensende

Jeder Mensch hat ein Recht auf ein Sterben unter würdigen Bedingungen. Er muss darauf vertrauen können, dass er in seiner letzten Lebensphase mit seinen Vorstellungen, Wünschen und Werten respektiert wird und dass Entscheidungen unter Achtung seines Willens getroffen werden.

Doch was bedeutet das, wenn darüber entschieden werden muss, ob beispielsweise noch eine weitere Chemotherapie, das Legen einer Ernährungssonde oder die Implantation eines Herzschrittmachers durchgeführt werden sollen, ob noch ein weiterer Krankenhausaufenthalt sinnvoll ist, oder ob jemand friedlich zuhause oder im Hospiz sterben darf. Anhand ganz unterschiedlicher Geschichten wird die Referentin sich diesen Themen stellen und darüber mit Ihnen ins Gespräch kommen.

3. Abend: 15. September 2015

Trauer – ein langer Weg durch ein finsternes Tal

Zu den größten Krisen im Leben eines Menschen zählt der Tod eines Angehörigen. Die dadurch ausgelöste Trauer braucht Zeit und Raum und Menschen, die Verständnis für die ganz unterschiedlichen Reaktionen der Trauernden haben. Anhand unterschiedlicher Geschichten wollen wir uns diesem Thema nähern und miteinander ins Gespräch kommen.

Buchtipps extra



Tränen sind wie kostbare Perlen

Kinder begegnen dem Sterben. Ein Buch für alle, die Kinder in ihrer Trauer verstehen und begleiten wollen

Wie sage ich meinem Kind, dass die Oma gestorben ist? Was soll ich meinem Kind antworten, wenn es fragt: „Wo ist Oma jetzt?“ Wie gehe ich mit der Angst eines Kindes vor dem Sterben um?

Geiter stellt sich diesen Fragen in einer für Kinder verständlichen Form, indem sie einen Jungen all seine Fragen zu Tod und Trauer mit seinem Großvater, einem christlichen Theologen, diskutieren lässt. Dies gibt Eltern, Großeltern, ErzieherInnen oder LehrerInnen die Möglichkeit, einzelne Formulierungen direkt zu übernehmen oder Kindern den ersten Teil oder einzelne Kapitel einfach vorzulesen.

Der zweite Teil des Buches enthält weitere Informationen und Erkenntnisse aus der Trauerforschung der letzten Jahre.

Tränen sind wie kostbare Perlen,

Schriftenreihe Trauer Praxis – Band 3
Heinke Geiter, kartoniert, 221 Seiten, Ludwigsburg 2014,
ISBN: 978-3-941251-67-0, Preis: Euro 29,90 (D)/Euro 30,80 (A)

Termine 2015

Hier finden Sie eine Vorschau auf die Veranstaltungen im 2. Halbjahr

Sonntag, 28. Juni – 18:00 Uhr	Feierlicher ökumenischer Gottesdienst Einführung der neuen Hospizbegleiterinnen
Samstag, 5. September – 14:00 Uhr	Ausflug für alle HospizmitarbeiterInnen
Dienstag, 8. September – 19:00 Uhr	Vortrag – s. Themenreihe Seite 14
Donnerstag, 10. September – 19:00 Uhr	Vortrag – s. Themenreihe Seite 14
Dienstag, 15. September – 19:00 Uhr	Vortrag – s. Themenreihe Seite 14
Dienstag, 6. Oktober – 19:30 Uhr	Informationsabend über eine neue Trauergruppe
Dienstag, 13. Oktober – 19:00 Uhr	<i>„Vorsorgevollmacht und Patientenverfügung“</i> s. Seite 12 Offener Themenabend mit Dr. Ingmar Hornke, Palliativmediziner
Samstag, 31. Okt. – 11. Nov.	Studienreise für HospizbegleiterInnen nach Südfrankreich
Montag, 9. November – 19:30 Uhr	Kinofilm: In Zusammenarbeit mit dem Taunus Kinocenter Idstein
Samstag, 21. November – 9:30 Uhr	Zweigeabgabe: Idsteiner Fußgängerzone (von 9:30 bis 12:30 Uhr)
Donnerstag, 26. November – 18:00 Uhr	Ökumenischer Trauergottesdienst
Termine fürs Sonntagscafé:	12. 7. 9. 8. 13. 9. 11. 10. 8. 11. 13. 12. 2015

Impressum

Hospizbewegung im Idsteiner Land e.V.
Fürstin-Henriette-Dorothea Weg 1, 65510 Idstein

Vereinsregisternummer: 5178
Telefonnummer: 06126-700 2715
E-Mail: info@hospizbewegung-idstein.de
Internet: www.hospizbewegung-idstein.de

V.i.S.d.P.: Heinke Geiter und Anna C. Stassen
Layout: Mile Penava
Fotos: Birgit Grensemann, Annette Umscheid,
Daniel Henn, Emil Konjhodžić
Druck: Mühlsteyn Druck + Verlag in Elben
Erscheint: 2 x jährlich, Bezug: kostenlos

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autorin / des Autors wieder.
Wir danken Kiki Hagelweiß fürs Korrekturlesen!

Möchten Sie den Dienst der Hospizbewegung in Anspruch nehmen? Benötigen Sie Hilfe oder eine Beratung? Dies ist jederzeit möglich!

Wenn Sie möchten, fördern Sie unsere Arbeit durch eine Geldspende. Auf Wunsch erhalten Sie eine Spendenbescheinigung.

Spendenkonto:
vr Bank Untertaunus eG
IBAN: DE81510917000012116403
BIC: VRBUDE51
(BLZ 510 917 00, Konto 12 11 64 03)

Wir freuen uns über jedes neue Mitglied!
Der monatliche Mindestbeitrag beträgt 2 Euro.



Nach Hause

Bei einer Bahnfahrt saß ich neben einem jungen Mann, der sehr bedrückt wirkte. Nervös rutschte er auf seinem Platz hin und her, und nach einiger Zeit platzte es aus ihm heraus: Dass er ein entlassener Sträfling sei und jetzt auf der Fahrt nach Hause. Seine Eltern waren damals bei seiner Verurteilung tief getroffen, sie konnten es nicht fassen, ihr eigener Sohn! Im Gefängnis hatten sie ihn nie besucht, nur manchmal einen Weihnachtsgruß geschickt. Trotzdem, trotz allem, hoffte er nun, dass sie ihm verziehen hätten.

Er hatte ihnen geschrieben und sie gebeten, sie mögen ihm ein Zeichen geben, an dem er, wenn der Zug an der kleinen Farm kurz vor der Stadt vorbeiführe, sofort erkennen könne, wie sie zu ihm stünden. Hätten sie ihm verziehen, so sollten sie in dem großen Apfelbaum an der Strecke ein weißes Band anbringen. Wenn sie ihn aber nicht wieder sehen wollten, brauchten sie gar nichts tun. Dann werde er weiterfahren, weit weg.

Als der Zug sich seiner Heimatstadt näherte, hielt er es nicht mehr aus, brachte es nicht über sich, aus dem Fenster zu schauen. Ich tauschte den Platz mit ihm und versprach, auf den Apfelbaum zu achten. Und dann sah ich ihn: Der ganze Baum – über und über mit weißen Bändern behängt. Da ist er, flüsterte ich, alles in Ordnung. Er sah hinaus, Tränen standen ihm in den Augen.

Mir war, als hätt' ich ein Wunder miterlebt. Und vielleicht war's auch eins.

Johannes Gillhoff

